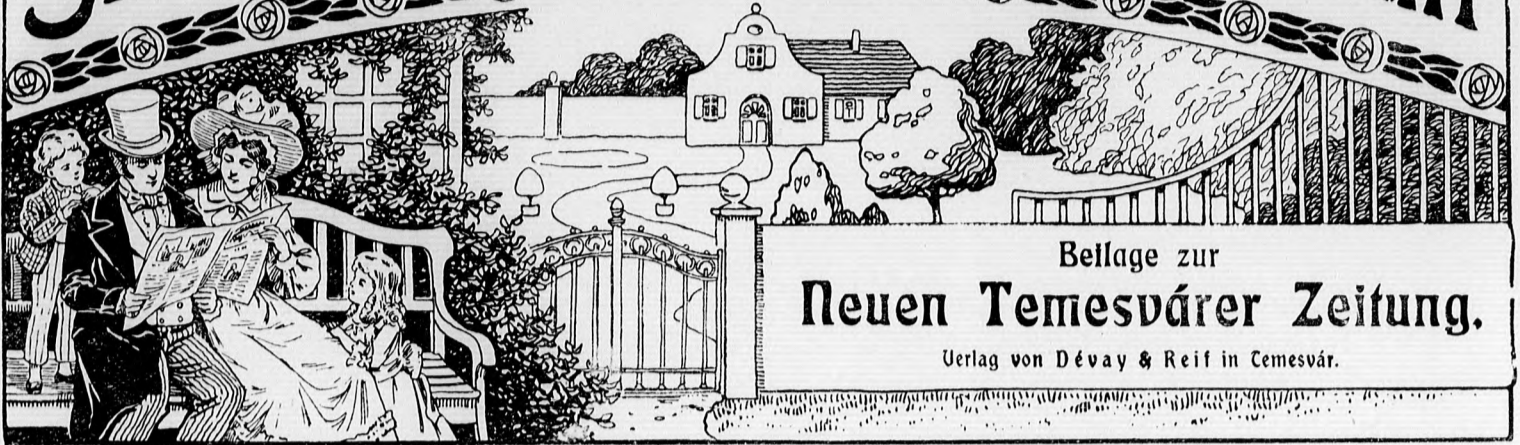


Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Beilage zur
Neuen Temesvárer Zeitung.

Verlag von Dévay & Reif in Cemesvár.

Schloß Falkenhorst.

Roman von Ludwig Blümcke.

(Fortsetzung.)

Seit Herr von Falkenhorst erkannt, daß er an diesem tüchtigen Manne ein unentbehrliches Werkzeug zur Vermehrung seiner Güter besaß, ließ er sich herab, denselben freundschaftlich, etwa wie einen gesellschaftlich tieferstehenden, ehemaligen Schulkameraden zu behandeln. Er war von Hellwigs Treue überzeugt, darum räumte er demselben unumschränkte Gewalt über Falkenhorst und alles, was dazu gehörte, ein.

Wie war Herr von Falkenhorst alt geworden, seit Wilhelm ihn das letzte Mal gesehen! Trotzdem er kaum fünfzig Jahre zählte, war sein spärliches, kurzgeschorenes Haupthaar bereits schneeweiß. Tiefe Falten und zahllose Fältchen ließen das fahle, verlebte Gesicht mit den erloschenen Augen trotz des gedehnt aufwärts-gedrehten grauen Schnurrbarts und des Monocles um mindestens zwanzig Jahre älter erscheinen. Aber die Haltung war dennoch straff und die Bewegungen elastisch.

Ein paar Husaren nahmen Ferdinands und Wilhelms Pferde in Empfang. — Der Schlossherr zog mit gemessener, äußerst theatralischer Bewegung seiner von Brillanten glitzernden mageren Hand den Zylinder vom Kopfe und sagte, als Wilhelm sich verbeugte und ein paar Höflichkeitsworte des Danks und der Entschuldigung gesprochen, in näselndem Ton:

„Bitte sehr, Herr Leutnant, Dank ganz auf meiner Seite! Haben als Kavaliere gehandelt an meiner Tochter. Seien Sie mir darum willkommen! Hätte leicht ein kleines Malheur geben können. Nur gut, daß beide, Agnes und der Schimmel, mit heiler Haut davon kamen.“

„Kleines Malheur? — Ich danke!“ fuhr Hellwig jetzt seinem Herrn ins Wort. „Hätte dieser wackere Herr nicht so kühn und entschlossen gehandelt, so läge unser gnädiges Fräulein heute auf der Totenbahre, so wahr ich ehlich bin.“

„Ohne Zweifel, Papa,“ pflichtete Ferdinand, den des Vaters kalte, hochmütige Art verlebte, dem Verwalter bei.

Da lächelte Herr von Falkenhorst etwas spöttisch, zog aber-

mals mit komischer Geste den Zylinder und schnarrte: „Also nochmals meinen Dank und mein Kompliment, Herr Oberleutnant. Und du, Ferdinand, führe den Helden in den Speisesaal, das Frühstück ist bereits serviert. — Empfehle mich einstweilen, Herr Oberleutnant.“

Wilhelm geriet sichtlich in Verlegenheit ob dieser Art der Begrüßung und des Dankes. Daß der Schlossherr nach diesen wenigen Worten ihm stolz den Rücken kehrte, war wirklich verlegend.

Ferdinand biß sich verlegen auf die Lippen und drehte an seinem blonden Schnurrbärtchen. Er wußte nicht recht, was er im Augenblick sagen sollte, aber die dem Freunde aus früheren Zeiten noch wohlbekannte Hornesader auf seiner Stirn schwellte mächtig an, und es fiel ihm schwer, eine harte Bemerkung gegen den Vater zu unterdrücken.

Hellwig aber drückte herzlich Wilhelms Rechte, daß sie schmerzte, und sprach mit seiner rauhen Stimme: „Seien Sie auch mir willkommen, Herr Winkler. Was sehen Sie prächtig aus! Sind ja ein Riese geworden; und dieser flotte Schnurrbart! Was machen denn Ihre Eltern?“

„Danke Ihnen, Herr Hellwig. Den Eltern geht's leider nicht besonders. Sind beide leidend und schlagen sich so durch.“

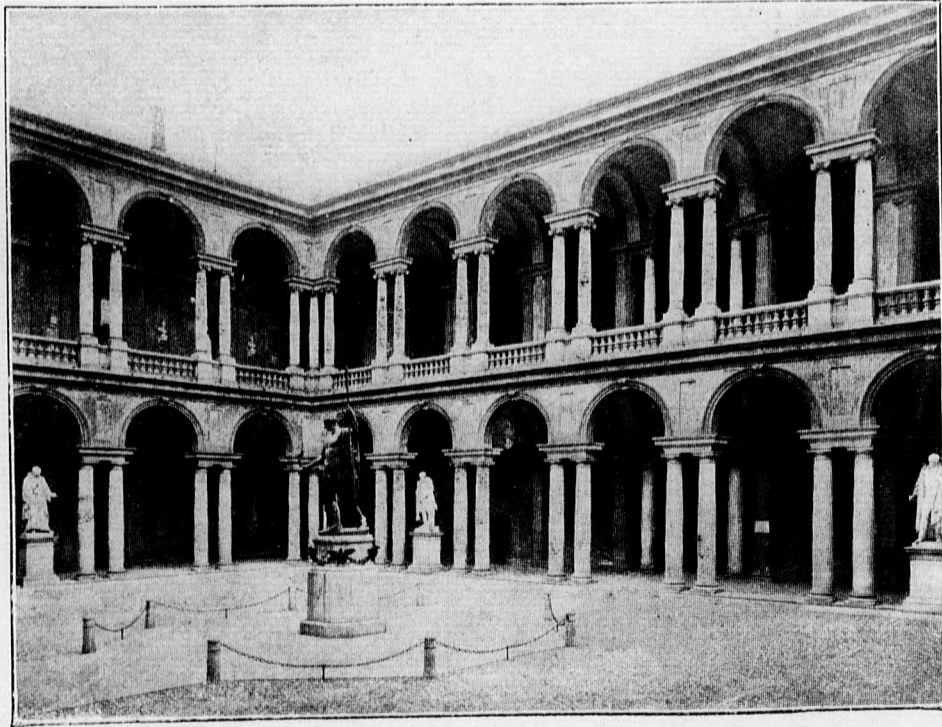
„Hm, muß sie doch mal besuchen. Seit Ihr Vater fort, habe ich eigentlich gar keinen rechten Freund mehr hier. — Hören Sie mal, hat mir mächtig imponiert, heute morgen.“

„Aber lieber Herr Hellwig,“ näselte da der Schlossherr im Weitergehen, ohne sich umzuwenden, „die jungen Herren dürften Appetit haben. Halten Sie diese also nicht auf.“

„Bis nachher denn!“ damit ging der Verwalter, um seinen Herrn nicht zu reizen.

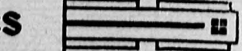
Im Schloß wurde Wilhelm von der Hausdame, einem älteren Fräulein aus bekanntem

Adelsgeschlecht — hier nannte sie jeder „Tante Susanne“ — mit großem Wortschwall und aufrichtiger Liebenswürdigkeit empfangen. Es hatte sich in den alten, Wilhelm einst so vertrauten Räumen im Laufe der Jahre gar vieles geändert. Die solide Einfachheit war, dem wachsenden Reichtum und dem hochfahrenden Sinn des Herrn entsprechend, modernem Luxus und fürstlichem Prunk gewichen. Selbst der Landesherr, der bisweilen als



Zur geplanten Verlegung der Akademie der Brera in Mailand. (Mit Text.)

auf, so verhalten sie sich
gel scheinen vom Feuer
ll, selbst der geschwächte
nabel auf. Käse zeigen
sen sich leicht wegführen
ahr.



r, 250 Gramm feinsten
te, gebe die abgeriebene
Eiern zu. In einer gut
baden.

ür Hühner nicht minder
e für andere Haustiere.
el macht die Tiere schwäch-
widerstandsfähig gegen
auch die Eier sind we-
ich.

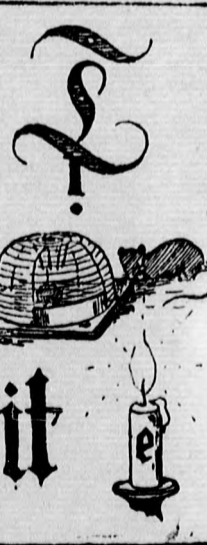
nder unter nächstlichem
iden, so lasse man diese
ettegehen eine Minute
eten. Hierzu füllt man
ne so weit mit kaltem
es dem Kinde bis zum

en Parkanlagen ist es
ab aus den Gruppen zu
geschieht aus Gründen
en Aussehens, ist aber
eilhaft. Eine gute Lehre
r Walb, dessen Wüchsig-
bald die Laubbede weg-
rb. Sie ist nicht nur
hält den Boden offen,
estört arbeiten kann.

t, ob man auch ernten
die Sperlinge, und auch
sehe man darauf, daß
Man dede sie sorgfältig
finden, entdecken sie die
auch befeuchten und mit
n die Tiere nicht an.
h besteht die Meinung,
Tauglichkeit einbüßen.
ein Waschen nur nützen,
urz vor dem Ausbrüten
ichter sprengen können.

omonthm.
inter ist gekommen,
Spiele gern genommen.
ch dann aber auch
gelt an einem Strauch.
Julius Gald.

fel.



ier:
elphs: Saal, Baal, Baal.

k und herausgegeben
r.

Jagdgaſt auf Falkenhorſt geweilt, hatte die Eleganz dieſes Adelsſiſes, den er eine Perle ſeines Landes zu nennen beliebte, nach Gebühr bewundert.

In dem prächtigen, geräumigen Speiſeſaal ſaßen an reichgedeckter Tafel Ferdinands Kameraden, teils noch damit beſchäftigt, den ſeltenern Leckerbiſſen ihres gaſtreichen Wirts zuzuſprechen, teils bereits rauchend und ſich lebhaft unterhaltend. Es herrſchte, da die Herren ganz unter ſich waren, der ungezwungenſte Ton, der zufolge des edlen Sektis hie und da bereits in Übermut auszuarten drohte.

Ferdinand ſtellte den Kameraden ſeinen Freund vor.

„Ah, gratuliere,“ ſchnarrte Prinz Richard, ein blutjunger Rittmeiſter von nicht üblem, aber etwas zu blaſiertem Außern. „Haben ſich da nicht nur mit Ihrer Heldentat das Ritterkreuz mit Schwertern verdient, ſondern zweifellos auch gleich das Herz der liebreizenden Tochter unſeres lebenswürdigen Wirts erobert.“

Dieſen Wiß begleitete er mit einem ſchallenden Gelächter, in das verſchiedene Herren wie auf Kommando mit einſtießen. Der Prinz, der übrigens mit der großherzoglichen Familie nicht verwandt war, galt für viele Offiziere der Reſidenz als ein in jeder Beziehung nachahmenswürdiges Beiſpiel.

Einige der Hufarenleutnants wickelten dann über den bürgerlichen Linienoffizier, andere bewieſen ihm deutlich genug ihre Sympathien. Sein beſtimmtes, ernſtes Weſen und ſeine ritterliche, ſchöne Geſtalt imponierten ihnen.

Ferdinand kümmerte ſich heute um niemand als um den wiedergewonnenen Freund. Die beiden hielten ſich dann auch nicht zu lange im Speiſeſaal auf, ſondern begaben ſich in den Park, um ſür ſich zu ſein. Dort trafen ſie Agnes und Frikchen, wie dieſelben Arm in Arm um ein Roſenbeet ſpazierten und ſich anſcheinend ſehr wichtige Dinge erzählten.

„Wie gut, daß Sie kamen, Herr Winkler, ich kann mich Ihnen ja ſo wenig erkenntlich zeigen, mein Dank —“

Da ſtachte Agnes ſchon in der Rede, die ſie ſich ausgedacht, und ein liches Rot überſlutete ihr edles, in ſeiner jungfräulichen Verlegenheit jezt doppelt liebreizendes Geſicht.

Wilhelm drückte ihre zierliche Hand, und ehrlich kam es über ſeine Lippen: „Mein gnädiges Fräulein, wenn jemand Anlaß hat, dankbar zu ſein, dem Himmel und guten Menſchen, ſo bin ich es. Ich bin glücklich, dieſe traute Heimatsſtätte heute wieder betreten zu dürfen, glücklicher, als ich in meiner Kindheit war, wenn ich aufs Schloß durfte.“

„Kinder, da drüben in der „Liebeslaube“, wie ſchon Tante Sufannas Mutter das Ding genannt, glaube ich, finden wir ein gemüthliches Plätzchen. Da ſucht uns die Kriegerschar nicht. Gehen wir dorthin.“

Dieſer Vorſchlag Ferdinands fand Beiſall. Wilhelm ſchritt neben Agnes voran, Ferdinand aber wußte es ſo einzurichten, daß er mit Frikchen, die heute ſein von edlen Regungen geleitetes Herz in ihrer natürlichen Unmut ganz und gar erfüllte, ein gut Stück hinter den beiden blieb. D, er hätte das reizende kleine Geſchöpf küſſen und immer wieder küſſen mögen, er liebte die Waldſee, darüber war er ſich in dieſer Stunde vollkommen klar geworden. Und da er, trotz allen Leichtſinns und mancher Fehler, eine ehrliche, gerade Natur war, ſo vermochte er aus ſeinem Herzen nie eine Mördergrube zu machen. Frikchen mußte ahnen, was der Herr Leutnant, deſſen kecke Scherze ſie früher oft verlegt, gerade weil ſie ihm gut war, für ſie empfand. Aber ſie war klug, trotz ihres kindlichen Gemüths, ſie beugte geſchickt vor, wenn dem heute anſcheinend ganz beſonders liebedürftigen Leutnant ein Wort auf den Lippen ſchwebte, das ihn nachher gereuen konnte.

Heute nannte er ſie nicht mehr einen „ſüßen Kobold“, ein „reizendes Mägdchen“, heute behandelte er ſie als Erwachſene, als Dame. Als er ſie früher ſo bezeichnete, war ſie ja auch wirklich noch ein Kind geweſen.

Sie verzieh es ihm darum, trotzdem es ſie damals vor etwa anderthalb Jahren ſchwer gekränkt.

Man unterhielt ſich vortrefſſich in der von Efeu ganz und gar umrankten Liebeslaube. Vier Menſchen ſchloſſen einen Freundſchaftsbund und träumten ſich ein Paradies auf Erden.

Mehr und mehr mußte Agnes ſich geſtehen, daß Wilhelm eigentlich in Ausſehen und Weſen gerade ſo war, wie ſie ſich einen Mann vorſtellte, dem ſie einmal ihr Herz ſchenken könnte. Er hatte ſo etwas Beſonderes, er unterſchied ſich von all den aufdringlichen Kavaliern, die ſie bei Hoſe und hier in der Einſamkeit beläſtigten, trotzdem er nicht von Adel war, ſo vorteilhaft, daß ſie ihm volles Vertrauen ſchenkte.

Auch ſah er nicht übel aus. Die hellen, geiſtvollen grauen Augen, die hohe, weiße Stirn, das braune, dichte Haar, der ſlotte, aufwärts gebürſtete Schnurrbart, die ein klein wenig gebogene Naſe, das Friſche, Geſunde in dem ebenmäßigen, wettergebräunten Geſicht, das alles war ſchön. Und ſeine Unterhaltung

hatte ſo etwas Eigenartiges, Interessantes an ſich. Das war nicht nur von Kennen und Bravourſtücken, was er erzählte, das waren ehrliche, natürliche Sachen, ohne Prahlerei und Schmeichelei.

Agnes war ein kluges Mädchen, ſie wußte wohl zu unterſcheiden zwiſchen Sein und Schein. Sie galt für ſpröde und kalt, und darauf bildete ſie ſich faſt etwas ein. Heute aber fühlte ſie ſich als ſchwaches, beſiegtes Mädchen. Dieſer Mann, der Freund ihrer Kindheit, hatte ihr ſtolzes, hartes Herz erobert.

„Ah, guten Tag! — Pardon, wenn ich ſtöre!“ ſchnarrte da — ein widerlicher Mißton, — ploßlich eine Stimme. Der Schloßherr ſtand vor der Laube.

„Ferdinand — der Herr Oberſt von den Alanen hat bereits zweimal nach dir gefragt! Die Herren kamen vor einer Stunde! — Du vernachläßigt ja ganz deine Kameraden! — Herr — Oberleutnant, ah, auch hier! — Agnes, ich glaube dich zu Bett nach dem fürchterlichen Schreck.“

Etwas unwillig erhob Ferdinand ſich, um dem Vater zu folgen.

Der aber fuhr in der ihm eigenen ironiſchen Art fort: „Alſo, bitte, mein Kind, zieh dich zurück, die Aufregung könnte ſelbſt deinen eiſernen Nerven ſchädlich ſein. — Der Herr Oberleutnant werden Augenblick entſchuldigen. Ah, Fräulein Frikchen iſt ja ſo ſoſe Geſellſchafterin!“

„Ich danke dir, Papa,“ erwiderte Agnes etwas gereizt. „Ich fühle mich vollkommen wohl. Außerdem wäre es unverantwortlich, wenn ich meinen Lebensretter und Ferdinand ſeinen beſten, ſo lange nicht geſehenen Freund, vernachläßigen wollte. Ich denke, Ferdinand kehrt ſofort zurück, wenn er den Herrn Oberſt begrüßt hat.“

„Ah ſo, du fühlſt dich vollkommen geſund, mein Kind! hm, dann darf ich dich wohl bitten, dich unſerer Geſellſchaft nicht länger zu entziehen. — Der Herr Oberleutnant tum uns doch auch die Ehre an, zu Tiſch zu bleiben?“

Wilhelm verneigte ſich und ſagte in ſeinem ſtoßeſten Ton: „Ich danke, Herr von Falkenhorſt. Mein Freund lud mich ein, darum kam ich, natürlich in der Vorausſetzung, daß mein Beſuch hier gern geſehen wäre. Iſt das nicht der Fall, ſo empfehle ich mich.“

Der Schloßherr kniff das linke Auge zu und maß mit dem um ſo weiter geöffneten rechten den jungen Offizier von unten bis oben. Doch ehe er antworten konnte, hatte Agnes ſchon ſeine hagere Hand ergriffen und ſprach ſtatt ſeiner:

„Aber Herr Winkler, ich bitte Sie, das iſt ja doch ſelbſtverſtändlich, daß Sie uns allen herzlich willkommen ſind. Sie verſtehen den Papa falſch! Er müßte ja ſeine Tochter auch nicht ein Fünkchen lieb haben, wenn er ſich ihrem Lebensretter nicht erkenntlich erweiſen wollte. — Was würde die Welt ſagen, die vornehme Welt, wenn —“

Weiter kam ſie nicht, denn eine ſonore Stimme rief da:

„Ah, da iſt das Neſtlein! Morgen, Herr Ferdinand! Diener, gnädiges Fräulein! Meinen herzlichſten Glückwunſch! Hätte fatales Malheur werden können. Sah ſieben die Schlucht. Hätte zweifellos Hals gekoſtet. Ah, Herr Winkler? Mein Kompliment, Herr Oberleutnant! Alle Achtung, haben wacker gehandelt! Freut mich, Sie kennen zu lernen!“

Der ſo ſprach, war ein kleiner, korpulenter Herr in der Uniform eines Alanenoberſten. Das gütmiitige, ſtark gerötete Geſicht mit den kleinen, etwas verſchwommenen Augen hatte nichts Kriegeriſches an ſich als den fürchterlichen grauen Anebelbart. Oberſt Graf von Kalkſtein war als jovialer Herr und als trunkeſter Becher in der ganzen Reſidenz bekannt. Da er in naher Beziehung zum Hoſe ſtand, außerdem ſchwer reich war, ſo imponierte er Herrn von Falkenhorſt ganz ungemein, und ſein Sohn Alex, der jüngſte Leutnant in des Vaters Regiment, dünkte den ehrſüchtigen Schloßherrn, obwohl jener ein Taugenichts und Windbeutel durch und durch war, ein würdiger Freier für Agnes.

„Nein, was iſt's hier gemüthlich!“ fuhr der Oberſt fort, ſich den Schweiß von der Stirn wiſchend. „Dieſe reine Seeluſt! Drinnen iſt's für uns'reins viel zu warm, und dann der Kapwein, der Kapwein, Freund Falkenhorſt!“

„Werde ſogleich Stühle und Bänke herbringen laſſen,“ ſchnarrte der Schloßherr, „und werde die Herren hierher bitten.“

„Nee, nee, nicht nötig, lieber Falkenhorſt! Ganz unter uns wollen wir bleiben! — Aber, hm, Fräulein Helwig? Ja, das ſind Sie ja! Kind, was ſind Sie niedlich geworden!“

Frikchen ließ das Taſchentuch fallen, um einen Vorwand zu haben, ſich abzuwenden und ihr Erröten zu verbergen. Der alte Herr war doch zu ſpaßig! Sie kannte ihn von der letzten Treibjagd her genau genug und mochte ihn gern in ſeiner ſpaßigen Art. Alex dagegen war ihr geradezu widerlich.

Da Graf Kalkſtein auch Wilhelms Vater ſehr genau kannte, ſo wurde die Unterhaltung recht intereſſant. Herr von Falkenhorſt ſaß abwechſelnd hier bei der kleinen, jezt wieder kreuzfideln Gruppe in der Laube und bei den mit Whiſt, Skat uſw. beſchäftigten anderen Offizieren.

an sich. Das war nicht er erzählte, das waren erei und Schmeichelei. wußte wohl zu unter- galt für spröde und kalt, heute aber fühlte sie sich er Mann, der Freund z erobert.

„Störe!“ schnarrte da — Stimme. Der Schloß- en Alanen hat bereits n vor einer Stunde! — en! — Herr — Ober- ubte dich zu Bett nach

m dem Vater zu folgen. nischen Art fort: „Also, ufregung könnte selbst Der Herr Oberleutnant räulein Frischchen ist ja

es etwas gereizt. „Ich re es unverantwortlich, mand seinen besten, so gen wollte. Ich denke, rn Oberst begrüßt hat.“ nd, mein Kind! Um, erer Gesellschaft nicht mant tun uns doch auch

einem stolzesten Ton: Freund lud mich ein, ung, daß mein Besuch so empfehle ich mich.“ und maß mit dem um so ffizier von unten bis tte Agnes schon seine er:

es ist ja doch selbstver- mmen sind. Sie ver- Tochter auch nicht ein Lebensretter nicht er- e Welt sagen, die vor-

Stimme rief da: Ferdinand! Diener, Glückwunsch! Hätte n die Schlucht. Hätte ? Mein Kompliment, en wacker gehandelt!

er Herr in der Uniform k gerötete Gesicht mit uglein hatte nichts grauen Knebelbart.

Herr und als trunt- . Da er in naher Be- ich war, so imponierte und sein Sohn Alex, ent, dünkte den ehr- ugenichts und Wind- r Freier für Agnes. r Oberst fort, sich den ie Seelust! Drinnen er Kapwein, der Kap-

agen lassen,“ schnarrte rher bitten.“ st! Ganz unter uns u Hellwig? Ja, das worden!“

Ein Händedruck noch, dann sprengte der Husar in vollem Ga- lopp zurück und Wilhelm stieg gedankenvoll die knarrende, morsche Treppe hinauf zu seinem elenden Nachtlager. Morgen früh, ja da würde er sie wiedersehen! O, wie er sich nach Agnes sehnte!

Wie er dann so alles überlegte in schlafloser Nacht, da schwanden die bangen Zweifel und er träumte wachend seinen schönsten Traum von Glück und Liebe. Erst gegen Morgen senkte der Schlaf sich schwer hernieder auf das dürstige Lager des Träumers. Doch schon verscheucht man ihn wieder! Wilhelm wird durch lautes Pochen an der Stubentür aufgeschreckt. „Was gibt es?“ fragt er.

Am Diner nahmen auch die Damen und der alte Hellwig teil. Wilhelm hatte gesunde, unverdorbene Nerven. Aber was der heutige Tag ihm alles gebracht, das war auch für diese zu viel. Er befand sich, als er spät am Abend in sein erbärmliches Quartier zurücktritt, von Ferdinand begleitet, in fieberhafter Aufregung. Agnes, dieses liebe, süße Mädchen, er liebte es, und zwar mit der ganzen Kraft eines unverdorbenen Männerherzens! Seine ehrliche Natur duldete keinen Widerspruch des armen, sich noch sträubenden Herzens.

Der geckenhafte, fast blödsinnig scheinende Vater dieses Engels- bildes! Wie deutlich hatte er durchblicken lassen, daß sein Schwieger- sohn nicht einmal von gewöhnlichem Adel sein dürfte, mindestens ein Graf. Er habe es ja dazu und Agnes brauche nur zuzugreifen.

Dann wieder der alte, gute Oberst in seiner wandelbaren Weinlaune. „Sie sind mein Mann,“ hatte der gesagt. „Ich werde Sie meinem Vetter“ — so pflegte er in vorgerückter Stunde den Landesherren, trotz weitläufiger Verwandtschaft, zum Gaudium der Zuhörer stets zu nennen — „meinem lieben Vetter, unserm allverehrten Großherzog empfehlen, mein junger Freund. Sollen an die neue Kriegs- akademie kommandiert werden! Sol- len in kürzester Zeit Hauptmann sein.“

Agnes Augen strahlten nur so bei diesen Worten des alten Hausfreunds. Ja, Agnes, dieses unschuldige, offene Kindergemüt mußte ihn lieben — dann entrang sich ein tiefer Seufzer seiner Brust. Ein banges Ahnen er- füllte seine Seele.

„Nun, so ernst?“ sagte Ferdinand. „Ist das eine Finsternis! Du, Freund, will dir was sagen. Versteh mich, in vino veritas, nicht wahr? Trank lei- der etwas viel heute nach übler Ge- wohnheit. Aber es soll alles anders werden, mein ganzes elendes, lieder- liches Leben. Ein Blick aus Frisch- chens meertiefen Augen, aus diesen glänzenden Smaragden, hat mich zur Reue getrieben. Will dir alles ein- gestehen, lieber Wilhelm. Ich habe das kleine Elfschen schon lange ge- liebt. Aber ich schwieg, weil ich die Folgen eines Geständnisses zu sehr fürchtete. Heute konnte ich nun nicht länger an mich halten. Ich traf — du weißt, daß ich plötzlich von der Tafel auf einige Zeit verschwunden war — also, da traf ich die kleine Fee im Flur. Ihr war es zu heiß ge- worden, ebenso wie mir. Ich ergriff ihr Puppenhändchen und sie folgte mir auf die kühle Terrasse, wo das Wasser des Brunnens so geheimnis- voll rauscht. Da saßen wir auf der kalten Marmorbank lange ohne Worte. Dann kam es mit über- mächtiger Gewalt über mein schwaches Herz. Ich küßte Frischchen, ich gestand ihr meine Liebe, ich schwor ihr ewige Treue. Aber wie wird es werden? Der Vater, der stolze Vater!“

„Ferdinand, dann gibt es kein Aber mehr,“ erwiderte Wilhelm sehr ernst mit seiner tiefen, schönen Stimme. „Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Mannes Wort. Lieber arm als ehrlos werden!“

„So ist es, Freund!“ seufzte der andere und fuhr mit der Hand an die brennende Stirn. Sie waren bei der Wassermühle angelangt. Der Burische wartete auf seinen Herrn und öffnete die Tür. „Nehmen Sie mein Pferd,“ befahl Ferdinand, aus dem Sattel springend. „Morgen früh um acht Uhr ist es gefattelt!“

„Also, Wilhelm, halb neun spätestens, auf Wiedersehen!“ Ein Händedruck noch, dann sprengte der Husar in vollem Ga- lopp zurück und Wilhelm stieg gedankenvoll die knarrende, morsche Treppe hinauf zu seinem elenden Nachtlager. Morgen früh, ja da würde er sie wiedersehen! O, wie er sich nach Agnes sehnte!

Wie er dann so alles überlegte in schlafloser Nacht, da schwanden die bangen Zweifel und er träumte wachend seinen schönsten Traum von Glück und Liebe. Erst gegen Morgen senkte der Schlaf sich schwer hernieder auf das dürstige Lager des Träumers. Doch schon verscheucht man ihn wieder! Wilhelm wird durch lautes Pochen an der Stubentür aufgeschreckt. „Was gibt es?“ fragt er.

„Denn...“ „Gut Herr Oberleutnant sprechen zu dürfen!“ antwortet der Burische von draußen.

„Treten sie ein!“

Ein strammer Jäger erscheint im Rahmen der Tür und meldet, die Hacken zusammenreichend: „Befehl vom Herrn Major an Herrn Oberleutnant, daß die erste Kompagnie morgen früh sieben Uhr marschbereit auf dem Dorfplatz steht. In der Garnison Streik ausgebrochen. Erste und dritte Kompagnie soll vor Abend in Garnison sein.“

Einen Augenblick nur rieb Wilhelm die müden Augen. Dann sagte er kurz: „Es ist gut! Ab!“

Mit einem lauten Seufzer sprang er, nachdem er einen Blick auf seine an der Wand hängende Taschenuhr geworfen, empor und machte Toilette. — Also so mußte es kommen! O rauhe Schicksalshand! Agnes!

„Ja, Pflicht geht über Vergnügen,“ murmelte er.

Es war ein schöner, frischer Herbst- morgen. Tauperlen glänzten wie klei- ne Edelsteine an den schwankenden Grashalmen und die Sonne fandte eben ihre ersten Strahlen über die weite Ebene. Schloß Falkenhorst lag da im Purpurglanz wie ein lichter Feenpalast, wie ein rechtes, echtes Märchenschloß. Fast war es Wilhelm, als stünde dort am Rande des roßig- glitzernden Sees eine weiße Mäd- chengestalt, die ihm ein letztes Lebe- wohl zuwinkte. Doch das konnte ja nur Täuschung sein.

Scharf und energisch klangen seine Kommandoworte. Er war im Dienst, da galt kein Träumen. Schlag sieben Uhr stand die erste Kompagnie marsch- fertig auf dem Dorfplatz. Der Kom- mandeur des Jägerbataillons erteilte dem Oberleutnant seine Befehle und vorwärts ging es, der bereits ausge- rückten dritten Kompagnie nach.

Mit dem abwechslungsreichen Ma- növerleben war es für dieses Jahr zu Ende. Das ewige Einerlei des Garnisondienstes begann nun wieder, nachdem die Exzesse des Streiks ohne große Mühe beigelegt.

Wilhelm schrieb noch am Abend, trotz aller Strapazen dieses Sonn- tags, einen langen Brief an Ferdi- nand und Agnes. Es war ihm eine Erleichterung, diesen beiden lieben Menschen sein volles Herz ausschütten zu dürfen. Schon nach zwei Tagen traf denn auch ein recht umfangrei- ches Antwortschreiben ein. Bruder und Schwester bedauerten aufs herz- lichste, daß man sich nicht einmal Le- bewohl hatte sagen dürfen. Sie baten den Freund dringend, doch ja seinen Herbsturlaub, den er zu An- fang Oktober hatte nehmen wollen, in Falkenhorst zu verleben.

Eine plötzliche Erkrankung des Vaters zwang Wilhelm indessen, die wenigen Tage seines Urlaubs im Elternhause zu verweilen. So war denn also gar keine Aussicht auf ein baldiges Wiedersehen.

(Fortsetzung folgt.)

Karl-Christiane.

Ostererzählung von M. Doberenz-Eberlein.

(Nachdruck verboten.)

Die Lotte atmete tief auf, bog das von blonden Flechten umwundene Haupt zurück, hielt eine Handarbeit, an der sie eben den letzten Stich gemacht, weit von sich ab und betrach- tete sie mit kritischen Blicken. Sie nickte zufrieden. Was ihr von der weißen Seide entgegen leuchtete, war ein Kunstwerk, das Nadel und Fingerring mit geschickten Händen geschaffen. Soheit, die Auftraggeberin, würde sich freuen, daß die schwierige Arbeit so wohl gelungen war, sie war zu einem Geschenk für einen be- freundenen Fürstentum bestimmt.

Die Lotte packte die Arbeit sorgfältig weg und räumte die Stickutensilien zusammen. Dann stieß sie beide Fensterflügel weit auf, daß die frische Lenzluft, die einen kräftigen Erdgeruch herwehte, voll hereinströmen konnte, in das kleine, behagliche Mädchenstübchen, dem die schneeweißen Gardinen und ein paar



Frühlingsglaube.

Frohgemut seh' ich, o Erde,
Wieder dich in Glanz und Duft,
Da mit seinem mächt'gen „Werde!“
Frühling dich zum Leben ruft.

Frei von Krankheit, Gram und Sünde,
Soldatent, erscheinst du,
Gleich dem morgenfrischen Kinde,
Lächelnd still in sel'ger Ruh'.

Aber deine Blumenbeete,
Deiner Wiesen grünen Saum
Zieht's wie heilige Gebete,
Zieht's wie erster Liebe Traum.

Und mich faßt ein Wonnebeben
Und ich ahne, daß verjüngt,
Wie du jetzt erstehst zum Leben,
Einst zu Gott mein Geist sich schwingt.

Heinrich Stadelmann.

blühende Blumen vor den Fenstern, etwas wohlthuend Reines, Lichtes gaben. Ein Kanarienvogel im blanken Gebauer schmettete fein melodisches Lied und blickte mit den schwarzen Perlenaugen Liese-Lotte an, als verlange er von ihr gebührende Würdigung für seine Leistung.

„Brav, Maxi“, sie nickte dem kleinen vertrauten Sänger herzlich zu: „Grüße das Osterfest durch deinen Jubelsang!“

Es wurde an die Türe geklopft, auf des Mädchens Herein schob sich ein schlafköpfiges Kind, halb schüchtern, halb zutraulich über die Schwelle: „n Tag och, Freiln Lische-Lott!“

„Du bist es, Susi! Grüß dich Gott, was bringst du da Schönes.“

Sie nahm dem Kinde einen Teller, auf dem ein Stück Honig appetitlich lag und einen Niesenstrauß von Maienfäzchen und Haselraupen, dessen Stiel Himmelschlüssel und Weilchen, die zusammengebunden, umdrängten, ab.

„Soll ich das alles haben?“ fragte sie freundlich.

Susi schob einen Finger in den Mund und nickte.

„Der köstliche Honig! Der Vater hat ihn wohl geschnitten, waren die Stücke schwer?“

Susi nickte abermals.

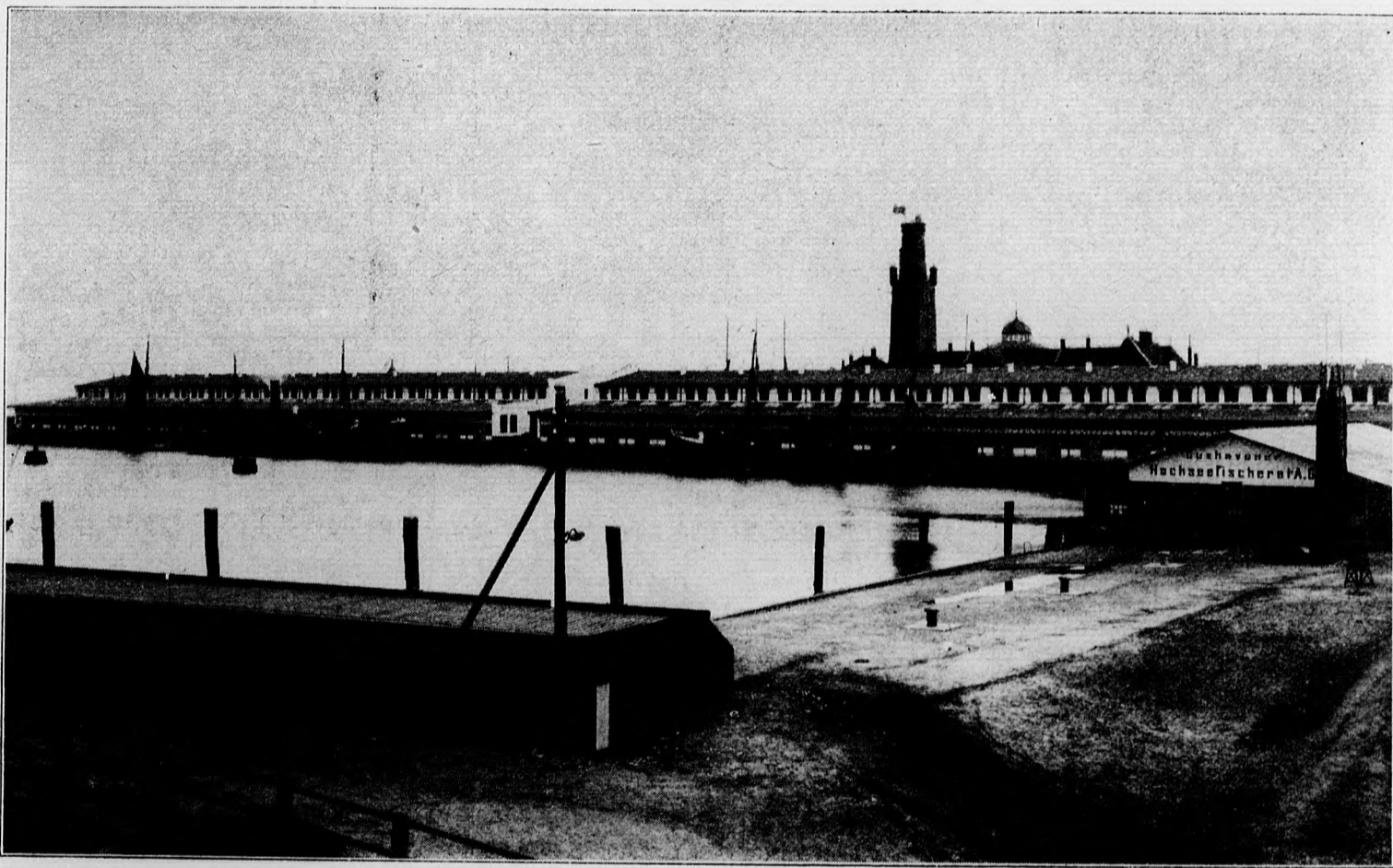
wilden Rangen waren unermüdblich gewesen, die schönsten Zweige von dem Strauchwerk am Waldband herunterzuholen. Friedrich, das kleine dicke Ungeheuer, hatte dabei ein unfreiwilliges Bad genommen, er war in den unter den Sträuchern hinfließenden Waldbach gefallen. Geschadet hatte ihm das Bad nichts, die Geschwister lachten den Pudelnassen tüchtig aus.

Susi kicherte leise in sich hinein, als sie daran dachte. Liese-Lotte, die das für Verlegenheit hielt, nahm aus einer Biskuitbüchse ein paar Stückchen Gebäck und gab sie dem Kinde: „Da Susi, grüß mir Vater und Mutter, sag, ich hätt mich gefreut und ließe schön danken!“

Susi dankte und ging, an der Tür blieb sie zaubernd stehen und überlegte, plötzlich drehte sie sich um und rief hastig: „Ich wünsche auch gesunde Feiertage, Freiln Lische-Lott!“ und husch war sie hinaus.

Liese-Lotte lächelte. Susi war das Ebenbild der Mutter, mit der sie als Kind zuweilen gespielt und wie mit einem Zauberstrich wurde ihre Kindheit in ihr lebendig.

Während sie den Osterstrauß aufband, um die großen Zweige in einer Vase, Weilchen und Himmelschlüssel in einer Schale zu



Der neue Fischereihafen in Cuxhaven mit den Fischauktionshallen. (Mit Text.)

„Und die schönen Blumen, die hast du gewiß alle zusammengepflückt, Klein-Susi, um mir eine Freude zu machen, weil du weißt, daß ich Blumen so gerne habe, ich danke dir mein Töchtling!“ Liese-Lotte hob Susis Kinn mit der Rechten und sah ihr herzlich in die hellblauen Augen.

Die Kleine wurde rot vor Freude. Für „Freiln Lische-Lott“ wäre sie durchs Feuer gegangen. Als die Mutter so krank lag, war das Fräulein oft gekommen, hatte nach dem Rechten gesehen, halbe Nächte gewacht und gesorgt, daß es den Kindern an nichts fehlte, bis Mutter gesund war und selber arbeiten konnte. Vater und Mutter vermahnnten sie und die Brüder immer wieder: Seid nie ungezogen gegen Freilein Lische-Lott, dankt's ihr, was sie an uns armen einfachen Leuten getan hat!

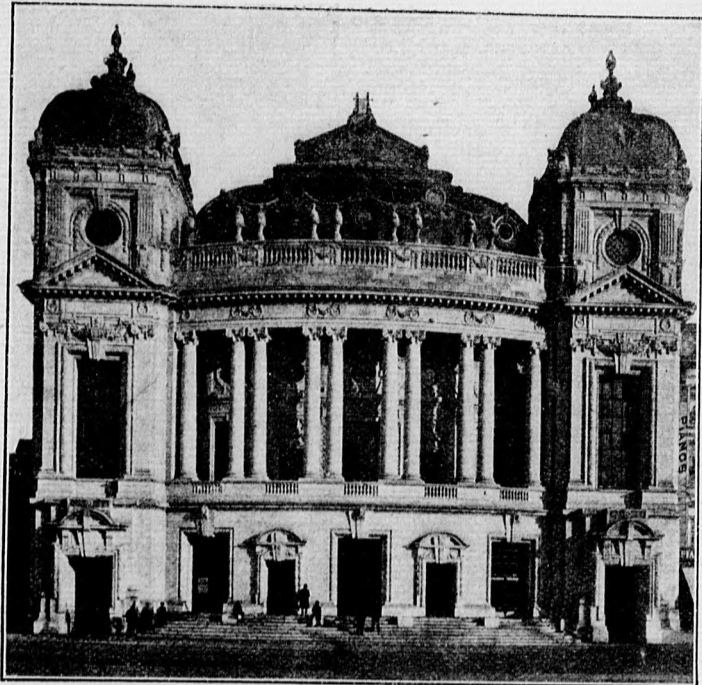
Und die Kinder beherzigten der Eltern Mahnung. So gern sie im Winter einen Schneeball aus sicherem Hinterhalt auf einen arglos Vorübergehenden sandten, Liese-Lotte verschonte ihr Geschloß. Als heute morgen die Mutter sagte: „Eines von euch bringt dem Freiln ein Stück Honig und einen weißen Strauß!“ wäre beinahe eine regelrechte Prügelei entstanden, weil jedes der Geschwister den Botengang tun wollte. Der Mutter Nachspruch machte dem Streit ein Ende. Susi wurde abgesandt, vorher hatte sie mit den Brüdern die Blumen eingetragen. Die

ordnen, sah sie sich wieder als Kind mit langen blonden Hängezöpfen an der Seite eines schlanken Buben durch den Wald streifen, um nach Zweigen zu einem Osterstrauß Umschau zu halten.

Karl-Christian und Liese-Lotte waren unzertrennliche Kameraden. „Wenn wir erwachsen sind, heiraten wir uns!“ erklärte Karl-Christian wiederholt und sie nickte ernsthaft.

Das Schicksal hatte beide auf seltsame Weise zusammengeführt. Beide waren Pfarrerkinder und Halbweisen. Liese-Lottens Vater starb jung — sie zählte kaum ein Jahr — er zog sich ein Nervenfieber bei einer Epidemie, die in seiner Gemeinde wütete, zu, dem er nach kurzem Kranksein erlag. Die schmale Pension, die der vermögenslosen Witwe blieb, veranlaßte sie, vorläufig in dem Ort, in dem ihr Mann amtiert hatte, wohnen zu bleiben. Carl-Christians Vater kam als Nachfolger des verstorbenen Pfarrers hierher. Er war ein ernster, schon älterer Mann, der sein junges Weib bei der Geburt seines Einzigen — Karl-Christians — verloren hatte. Trotz seiner Frömmigkeit verwand er den Verlust der geliebten Frau nie und blieb ein stiller einsamer Mann. Sein vierjähriger Knabe fand in Liese-Lottens Mutter eine liebevolle mütterliche Freundin. Ihrer aufopfernden Pflege dankte er es hauptsächlich, daß er von einem schweren Scharlachfieber genas. Der Pfarrer verehrte und schätzte die Witwe seines

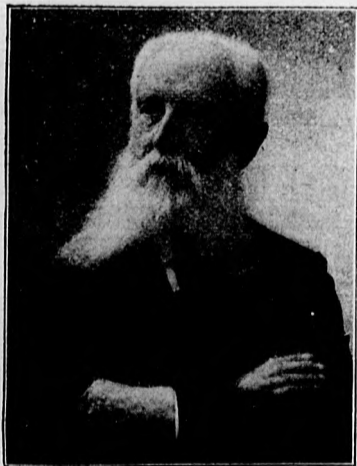
Vorgängers, die ein gleiches schweres Schicksal getroffen, wie ihn selbst und er bewunderte die Willenskraft der zarten Frau, mit der sie ihren Kummer niederzwang. „Um meines Kindes willen



Die neue flämische Nationaloper in Antwerpen. (Mit Text.)

muß ich mich aufraffen, was sollte aus Liese-Lotte werden, wenn ich nur an mich denken, nur meiner Trauer leben wollte,“ sagte sie einfach, als er ihr seine Bewunderung aussprach.

Auf sein Bitten siedelte sie mit ihrem Kinde in das Pfarrhaus über, erzog seinen Knaben und leitete seinen Haushalt, Karl-Christian blühte unter ihrer zärtlichen Fürsorge sichtbar auf, und das frohe Lächeln der beiden Kinder zauberte sogar zuweilen ein leises Lächeln in die ernsten Augen des früh gealterten Pfarrherrn. Wie Geschwister wuchsen die Kinder auf, keines mochte ohne das andere sein, und als Karl-Christian zum ersten Male das Vaterhaus verließ, drohte Liese-Lotte das Herz zu brechen, so tränenschwer war es. Doch die Mutter lehrte sie früh tapfer sein und so war sie es, die mit blassen Wangen, aber äußerlich ruhig, dem Kameraden beim Lebewohlsagen noch Mut zusprach. Sie wanderten Hand in Hand durch den Wald,



Wirtl. Geh. Rat Prof. Dr. Friedrich v. Esmarch, hervorragender Chirurg, in Kiel †. (Mit Text.)

Liese-Lotte wies darauf: „Wie wunderbar der Weg besonnen ist, der dich in dein neues Leben führt, das ist eine schöne Vorbedeutung, Karl-Christian!“

„Meinst du, Liese-Lotte?“

„Ganz sicher!“ nickte sie ernsthaft und rechnete mit ihm aus, wieviel Wochen verstreichen müßten, bis sie denselben Weg wieder gemeinsam wanderten. Das sollte sein, wenn er zum ersten Male in den Ferien käme, Liese-Lotte würde ihm entgegengehen.

Der Gedanke an die Ferien erleichterte beiden den Abschied.

Ja, das Mädchen gestand dem Kameraden sogar, daß es ihm sein Fortgehen beinahe weide.

„Es muß herrlich sein, etwas zu werden, das einen ganz selbständig macht, das möchte ich wohl auch!“

„Liese-Lotte!“ — er sah sie beinahe erschrocken an. „Red nicht so, du brauchst nichts zu werden, das dich selbständig macht, du wirst ja meine Frau!“

Sie nickte.

Beide waren stehen geblieben, dem die Landstraße, wo sie den Wagen treffen sollten, kam in Sicht.

Karl-Christian ließ Liese-Lottes Hand los, griff in die Brusttasche und brachte einen goldenen Reif mit einem Rubin zum Vorschein. „Von meiner Mutter,“ sagte er ernst und steckte ihn seiner Kameradin an, er saß ihr zülich locker am Finger, der mußte sich noch auswachsen.

Liese-Lotte durchfuhr es seltsam und Karl-Christian, der ihre Rechte zwischen beiden Händen festhielt, klopfte das Herz bis an den Hals.

Zum ersten Male, angesichts des Abschieds, ahnten die jungen Menschenkinder etwas von der Liebe, die so ganz verschieden ist von dem warmen ruhigen Gefühl, das Geschwister für einander empfinden.

Räderrollen schreckte beide auf. Hastig übergab Liese-Lotte Karl-Christian ein kleines Bild, das sie mit bebenden Fingern aus einer Papierhülle löste. Es stellte sein Vaterhaus mitten in großen Pfarrgarten dar und war mit einfachen Mitteln, aber vielem Talent gemalt. „Da, zum Abschied!“ flüsterte sie, schlang plötzlich beide Arme um den Scheidenden und nachdem sich ihre Lippen zum reinen, ersten Kusse gefunden, flog sie wie ein geschlehtes Reh den Pfad zurück, der jetzt unbefont — Wolken verhüllten die goldene Spinnerin — in das Waldesdunkel führte.

Von jetzt an entspann sich ein reger Briefwechsel zwischen Karl-Christian und Liese-Lotte. Es waren harmlose, kindliche Briefe, die sie einander sandten. Sie berichteten sich gegenseitig von ihren kleinen Leiden und Freuden, der Jüngling schrieb von



Prof. Paul Thumann †. (Mit Text.)



Der Spielfamerad. Von Th. Kleehaas. (Mit Text.)

seinen Studien, das Mädchen erzählte von den häuslichen Ver-
richtungen, zu denen sie die Mutter nach und nach heranzog, und
verfehlte nicht, aller getreuen Haustiere und des Storchenspaars,
das auf der Pfarrscheune sein Heim errichtete, eingehend zu ge-
denken. Diese Lotte war noch ein Kind, und unschuldig und kind-
lich war ihr Fühlen.

Das erhoffte Wiedersehen in der Ferienzeit rückte weiter
hinaus, als beide gedacht. Wegen verschiedener Zufälligkeiten
geschah es, daß Karl-Christian erst nach fast zweijährigem Fern-
sein zum ersten Male heim kam. Diese Lotte vergaß dies erste
Wiedersehen nie.

Ein köstlicher junger Ostertag war aufgewacht. Frau Sonne
hatte die Strahlenaugen in ungekrümbtem Glanze aufgeschlagen und
umfing die frische Lebens atmende Natur mit reichem Schimmer.

Diese Lotte war früh aufgestanden und zum Waldbach geeilt,
um, wie alljährlich, Osterwasser zu schöpfen. Den gefüllten Krug
in den Händen, sah sie der erwachenden Sonne in die segens-
pendenden Himmelsaugen und gab sich dem Zauber hin, den der
klare Frühlingsmorgen um die knospende Erde wob. Sie lauschte
dem frohen Liebeslied der Vögel und atmete in tiefen Zügen
den würzigen Duft ein, der den treibenden Nadelbäumen ent-
strömte. Sie war glücklich und freute sich ihres Daseins. „Wie
schön ist die Welt, wie herrlich das Leben!“ jubelte sie.

Da umschlangen sie von rückwärts zwei Arme und eine ver-
traute, so lange nicht gehörte Stimme bot der Überraschten einen
frohen Ostergruß. — Im ersten Schrecken ließ das Mädchen den
Krug fallen, der auf dem Waldboden klirrend zerprang.

„Du,“ stammelte sie „Karl-Christian, du!“

Sie sahen sich in die Augen, und sie gewahrten mit staun-
ender Verwunderung, wie sie sich in den zwei Jahren ver-
ändert hatten.

Diese Lotte, die nun sechzehn Jahre zählte, war zur lieb-
lichen Jungfrau aufgeblüht, und der um vier Jahre ältere Kame-
rad hatte sich gar stattlich entwickelt. Beide wurden unter dem
gegenseitigen Anschauen rot. Schier verlegen bückte sich das
Mädchen nach dem zerbrochenen Krug: „Wie schade!“ bedauerte es.

„Nicht doch, Scherben künden Glück,“ und Glück wollen wir
zwei haben, gelt?“ er hatte aufleuchtenden Augs den Ring erblickt,
den er Diese-Lotte zum Abschied gegeben und den sie am Finger
trug, er saß jetzt ziemlich fest.

„Wer wollte Glück nicht haben?“ gab sie zurück und fügte
hastig, als möchte sie einer weiteren Erörterung vorbeugen, hinzu:
„Wie kommst du hierher, wir erwarteten dich erst heute mittag.“

Da berichtete er munter, daß er mit einem Bauernsohn, der
dort, wo Karl-Christian studierte, das Lehrerseminar besuchte,
heimgereist wäre. Sie hätten schon den Zug, der nachts ankäme,
darum benützen können, weil Fritz auf der Bahnstation mit einem
Wagen abgeholt worden sei. Daheim wollte Karl-Christian
nachts nicht fören, so wäre er bei Fritz geblieben und bereits im
Morgengrauen hierhergeeilt, um Diese-Lotte zu erwarten: „Denn
daß du kommen würdest, wußte ich ja!“ schloß er einfach.

Ja, das konnte er wissen, dachte das Mädchen. Waren sie doch
früher gemeinsam jeden Ostermorgen hierher gewandert, um
einem alten Brauche folgend, Osterwasser zu schöpfen.

Heute lehrten beide, wie einst, Hand in Hand heim. Unterwegs
sammelten sie Anemonen und Leberblumen, und Karl-Christian
ruhte nicht eher, bis sich Diese-Lotte auf einen Baumstamm setzte
und die Blumen zum Kranze wand. Als sie fertig war, nahm er
ihr das duftige Gewinde ab und krönte ihr blondes Haupt damit.

„Lieblich bist du anzuschauen, wie eine Lichtelbin!“ sagte er in
ehrlicher Verwunderung.

Sie lachte. „Die Lichtelbin darf den Ostermorgen nicht müßig
im Walde verändeln, sie muß jetzt Hausochterdienste tun, Muttern
daheim in der Küche helfen. Komm, Karl-Christian, laß uns
eilen, es gibt für mich noch allerlei zu tun, bis die Glocken zum
Kirchgang rufen. Sie schlug übermütig in die Hände: „Eins, zwei,
drei! Wer zuerst unten am Dorf ist, hat gewonnen.“

Und wie ein Pfeil flog sie den Waldbpfad entlang.

Karl-Christian hatte Mühe, die Flüchtige einzuholen. Da es
gelang, umfaßte er sie, bog ihr erhitztes Köpchen in den Nacken
und rufend: „Den Preis, Diese-Lotte, ich habe gewonnen!“
küßte er die schwellenden Purlippen. (Schluß folgt.)

Bienengift und Bienenstich.

Vanderei von Hugo Freuz. (Nachdruck verb.)

Die edle Imkerei ist mit viel Poesie umwoben. Die fleißigen
Bienen preist man in Lied und Sage, und Honig und
Wachs weiß man allerorten zu schätzen.

Der Bienenstich ist die minderpoetische Seite der Bienenzucht.
Doch sticht die Biene nicht etwa aus Laune oder aus Mitleiden,

sie greift zu dieser Waffe nur, wenn sie in Gefahr ist oder sich in
Gefahr glaubt. Daß dabei auch einmal ein harmloser Mensch einen
Stich abbekommt, liegt vielleicht begründet in dem allgemeinen,
meist nicht unberechtigten Mißtrauen der Tiere gegenüber dem
Menschen, mehr noch aber in dem aufgeregten Gebaren, das viele
zeigen, wenn sich ihnen summend eine Biene naht. Erst durch
diese Fortscheuchungsversuche wird sie gereizt, sie erblickt in ihnen
das gerade Gegenteil, sie hält sie für Angriffe und — sticht.

Den Bienen liegt wirklich nichts daran, von ihrem Stechapparat
Gebrauch zu machen, denn meist setzen sie dabei ihr Leben ein.
Andererseits gehen sie aber, wenn sie gereizt werden, mit wildem
Angestüm auf den Gegner los. Sie stechen auch hin und wieder
ohne Anlaß in der Nähe ihrer Wohnung, in einer Entfernung von
etwa fünf bis zehn Metern vom Flugloch. Und wenn Bienen
Menschen oder Tiere in größeren Mengen überfallen haben, so
war es immer nur innerhalb dieser Sphäre. Im Felde sticht die
Biene nur bei Druck. Auch Bienen, die mit Honig beladen heim-
kehren, stechen nicht.

Das sind aber alles Momente, die nur die einzelne Biene oder
kleine Gruppen angehen. Etwas anderes ist es, wenn ganze
Völker stichwütig werden. Ihrer kann sich dann auch kaum der
Bienenzüchter erwehren, und sie können die nächste Umgebung
des Bienenstandes ganz unter ihre Herrschaft bringen, indem
sie gegen Menschen und Tiere blindwütend losgehen. Meist ist
eine äußere Ursache schuld an dieser Stechwut. Oft ist eine Maus,
eine Ratte in den Stock eingedrungen oder ihr Kadaver lagert noch
im Bau, oder ein Specht treibt sein Unwesen. Alle diese Umstände
bringen ein Volk in höchste Aufregung und treiben es zum Stechen.

Auch wenn der Imker hastig und unbeholfen im Stocke tätig
ist, wird es stechlustig, besonders wenn er am Tage lange Imker-
arbeiten vornimmt und nicht am Abend. Auch der Geruch mancher
Menschen ist den Immen unsympathisch, ebenso der Geruch
mancher Stoffe, so der des Leders. Mitunter ist diese Stechlust
auch erblich.

Im schwülen Tagen oder zur Zeit reicher Tracht, wenn die
Linden oder die Heide blühen, sind die Bienen nervöser und eher
zum Stechen bereit als sonst. Vielsach ist die Stechlust auch durch
Temperatur- und Trachtwechsel bedingt. Daher stechen Völker,
die von auswärts bezogen werden, auf dem neuen Stande in den
ersten Monaten gewöhnlich sehr scharf, bis sie sich akklimatisieren.

Eigentümlicherweise braucht die Königin ihren Stachel nur
gegen ihresgleichen, also wenn es um ihren Thron geht.

Um stechlustige Bienen zur Ruhe zu bringen, stechen mancherlei
Mittel zur Hand. Der Rauch treibt ihnen meist am schnellsten alle
Wutgelüste aus; doch genügen die bescheidenen Wolken einer
Zigarre bei weitem nicht, es muß schon ein kleiner Rauchapparat
sein, in dem Torf oder morsches Linden-, Pappel- und Weiden-
holz brennt. Bei diesem Qualm vergeht ihnen bald jegliche Stech-
lust. Auch kaltes Wasser tut gute Dienste, doch ist es oft nicht
möglich, es in hinreichender Menge zur Anwendung zu bringen,
da sonst der Wabenbau leiden würde. Schließlich kann noch gegen
ein stechwütendes Volk ein Betäubungsmittel, das für die Bienen
unschädlich ist, salpetersaures Ammoniak, ins Feld geführt werden.
Die meisten Imker wenden aber Betäubungsmittel nicht gern an.

Wie geschieht nun so ein Bienenstich? Ein mit Widerhäutchen
versehener Stachel, der mit einer im Hinterleibe der Biene be-
findlichen Giftblase in Verbindung steht, wird in das Bindegewebe
einer Person eingeführt. Es entsteht eine örtliche Ent-
zündung oder es treten Symptome auf, die zeigen, daß der
ganze Körper von der Wirkung des Giftes in Mitleidenschaft ge-
zogen worden ist.

Ein oder mehrere Bienenstiche können durchaus nicht lebens-
gefährlich sein, vielleicht aber Bienenstiche in großer Zahl. Es
kommt dabei auch darauf an, welche Stellen gestochen werden.
Stiche am Kopf, an den Lippen und Augen sind verhängnisvoller
als solche an anderen Körperstellen.

Nach dem Stich und der Schmerzempfindung tritt in der Regel
eine Geschwulst auf, da das Bienengift ätzend wirkt und die
Kapillarblutgefäße lähmt. Die Größe dieser Geschwulst hängt
von der Intensität des Giftes und von der größeren oder geringeren
Festigkeit der Haut an der gestochenen Stelle ab. An der Stirn,
an der Nase, den Fingern ist die Geschwulst stets nur klein, anders
am Hals und am Arm.

Die Schmerzempfindung des Gestochenen ist durchaus ver-
schieden. Oft ist sie überraschend gering. Es zeigt sich keine
Schwellung, nichts. Dann wieder tritt eine Geschwulst ein, die sich
erst nach ein, zwei Tagen wieder zerteilt. Hin und wieder machen
sich aber Symptome geltend, die oft geeignet sind, Bedenken zu
erregen, aber viel harmloser sind, als es den Anschein hat. So
stellt sich mitunter Nesselfieber, Jucken im ganzen Körper, ja Ohn-
macht und auch Krampf ein, wenn vielleicht eine besonders emp-
findliche Stelle von dem Stich betroffen worden ist. Viele

Autoritäten auf dem Gebiete der Bienenzucht machen die Wirkung des Bienenstiches auch von der augenblicklichen Nervenkonstitution abhängig. v. Berlepsch glaubt, daß bei Personen, die durch den Stich erschreckt werden, sich die Wirkung stärker äußert. Er selbst war oft an einem Tage von fünfzig bis hundert Bienen gestochen worden, ohne den geringsten Schmerz zu empfinden und ohne daß sich die kleinste Anschwellung zeigte. Eines Abends nun stand er an einem Bache und schaute ins Weite, als in seiner unmittelbaren Nähe ein Schuß krachte. Er fühlte im selben Augenblicke einen Schmerz an der Stirn und zuckte zusammen, da er sich von einem Schrotkorn getroffen glaubte. Er faßte hin — und war von einer Biene gestochen worden. Und die Stelle schwoll an.

Das Bestreben der Imker, die von zahlreichen Bienen gestochen werden, geht dahin, gegen Bienengift immun zu werden. Sie werden giftfest, wenn sie von so und soviel Bienen gestochen worden sind, der eine schneller, der andere später, mancher freilich niemals. Nach einer Statistik waren von 164 Imkern schon 11 immun bei Beginn der Imkerei. Bei den anderen 153 äußerte sich die Wirkung des Giftes recht verschieden. Bei 71 Imkern zeigte sich eine Herabsetzung der Empfindlichkeit nach fünfjähriger Bienenzucht, bei 19 nach sechs- bis zehnjährigem Betriebe, bei 16 nach elf bis zwanzigjähriger Arbeit am Bienenstande, bei dreien nach 21 bis 30 Jahren der Imkerei, bei 17 nach langjähriger Bienenzucht, während bei 27 Imkern die Empfindlichkeit die gleiche blieb.

Unsere übliche Behandlung der Bienenstiche mit Salmiakgeist usw. hat nur geringen Wert, für die Behandlung örtlicher Entzündungen sollen nur Umschläge mit frischem Quellwasser, essig-saurer Tonerde, Franzbranntwein oder anderer alkoholhaltiger Stoffe in Betracht kommen. Bei allgemeiner Beteiligung des Körpers veranlasse man zunächst Ruhelagerung und führe dem Patienten Kognak, Kaffee oder Tee zu. Natürlich ist es Vorbedingung, daß man den Stachel, der oft in der Wunde sitzen bleibt, vorher entfernt.

Nun einige Worte über die Natur des Bienengiftes. Fast allgemein nimmt man an, daß das Bienengift Ameisensäure ist, wie sie von den Ameisen abgefordert wird und die auch die Spinnen zum Töten ihrer Gefangenen benutzen. Ameisensäure ist sicher im Bienengift enthalten. Hin und wieder trifft man aber auch die Ansicht, daß der Hauptteil des Bienengiftes in die Reihe der Pflanzengifte gehört. Jedenfalls ist es ein bakterienfreies Sekret, kann also niemals zu Blutvergiftungen Anlaß geben, wie es wohl durch die Bisse von Fliegen, Mücken und Bremsen geschehen kann.

Das Bienengift hat einen süßäuerlichen, angenehmen Geruch und bitteren Geschmack. Eine Flugbiene gibt etwa 0,000 25 bis 0,000 35 Gramm Gift ab, die Brutbiene nur 0,000 15 Gramm.

Dem Bienenstich schreibt man manche heilende Wirkung zu. Er soll gegen Rheumatismus helfen und auch ein Heilmittel gegen Tuberkulose sein.

Auch im Honig ist ein geringer Teil Ameisensäure enthalten. Sie wirkt hier konservierend und wird jeder Zelle, ehe sie geschlossen wird, zugesetzt. Ob dies durch den Stachel geschieht, ist noch nicht recht erforscht. Es ist möglich, daß die Biene die Ameisensäure auch in anderer Weise zusetzt. Der Luftraum des Stockes ist gleichfalls durch verdunstete Giftröpfchen stark ameisen-säurehaltig. Sie wirkt geradezu als Antiseptikum.

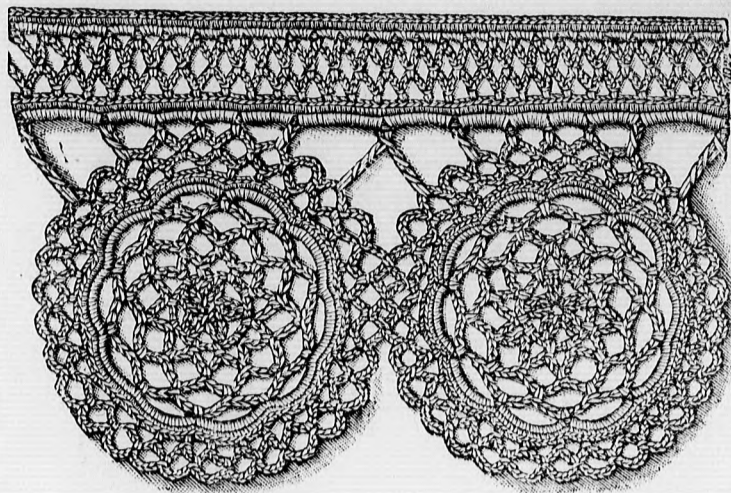
War mancher will wegen des Stachels der Bienen mit diesen nichts zu tun haben, obgleich er ihren goldenen Honig liebt. Aber hätten die Immen nicht den Stachel zur Waffe, sie flögen längst nicht mehr fleißig von Blüte zu Blüte, denn ihrer Feinde sind viele. Und nur der „scharpe Zagel der Biene“, wie ein mittelhochdeutsches Lied sagt, hält sie von den Honigvorräten fern. Eine Lucht von Bienen ohne Stachel und Gift würde manches Reizes entbehren, jeder würde ihnen den süßen Honig rauben, ohne Rücksicht auf spätere Tage; die Bienenzucht würde eine Spielerei werden.

Fürs Haus

Gehäkelte Rosettenspiße. (Häselgarn Nr. 50.)

Bei dieser aus einzelnen Rosetten zusammengesetzten Spiße arbeitet man zuerst jede Rosette von der Mitte aus; jede neue Runde in der Rosette beginnt mit 2 bis 3 Kettelmaschen, welche zur Mitte des ersten Luftmaschenbogens jeder Reihe führen. In der letzten Runde wird jede folgende Rosette dreimal an die zuvor gehäkelte angeschlungen. Man beginnt mit: 1ste R.: 5 Pikots (Bif. d. i. 5 Lfm., 1 f. M. auf die erste Lfm.) und schließt diese zum Ring. 2te R.: abwechselnd 5 Lfm., 1 f. M. 3te R.: In je einen Luftmaschenbogen 5 Lfm., 1 f. M., 5 Lfm., 1 f. M. 4te R.: abwechselnd 5 Lfm., 1 f. M. in je einen Bogen der vor. R. 5te R.: abwechselnd 6 Lfm., 1 f. M. 6te R.: abwechselnd 7 Lfm.,

1 f. M. 7te R.: in je einen Bogen 12 f. M. 8te R.: in jede M. 1 f. M., welche durch beide Maschengänge greift. 9te R.: abwechselnd 5 Lfm., 1 f. M. in die viertfolgende M. 10te R.: abwechselnd 6 Lfm., 1 f. M. in jeden Bogen der vorig. R. Für den Abschlußrand häkelt man wie folgt:



11te R.: Über der Verbindung je zweier Rosetten * 1 dreif. St. in den vorletzten Luftmaschenbogen der einen und 1 dreif. St. in dem 2ten Bg. der folgenden Rosette, beide dreif. St. werden im letzten Gliede zusammen geschlungen. 7 Lfm., 1 St. in den 4ten Bogen, 5 Lfm., 1 f. M.

Unsere Bilder

Zur geplanten Verlegung der Akademie der Brera in Mailand. Die Akademie der Brera in Mailand, der „Palast der Künste und Wissenschaften“, in dem außer der Kunstakademie auch das bedeutendste Museum der Stadt untergebracht ist, galt, was die Hygiene und Größe der Räumlichkeiten anbetraf, schon seit langem als unzureichend. Ein aus Vertretern der Akademie, der Sammlungen in der Brera, ferner der Stadt- und Provinzialbehörden, der Handelskammer und der lombardischen Sparkasse gebildetes Komitee hat das außerhalb des städtischen Bereiches sehr ruhig gelegene Grundstück der Münze, gegenüber dem alten städtischen öffentlichen Garten, zum Platz für einen Neubau des „Palazzo dell' arte“ ausersuchen. Da nun die Regierung die Mittel zu einem geeigneten neuen Gebäude bewilligt hat, dürfte die Brera nicht mehr lange die Mailänder Kunstakademie beherbergen. Der Palazzo de Brera wurde seit 1651 nach Plänen des Architekten Richini als Jesuitenkonvik erbaut. Es ist ein mächtiger Palast; das Museum umfaßt außer einer wertvollen Gemäldesammlung, die neben Raffaels „Sposalizio“ viele Bilder lombardischer und venezianischer Meister enthält, eine große Skulpturensammlung, eine Bibliothek von 260 000 Bänden, darunter viele und seltene alte Drucke und Handschriften, ferner eine Münzensammlung von 50 000 Stück und eine Sternwarte. In dem prächtigen, von Richini angelegten Hofe steht seit 1859 die Bronzestatue Napoleons I. als römischer Imperator, von Canova.

Der neue Fischereihafen in Cuxhaven mit den Fischauktionshallen. Mit einem Kostenaufwand von mehr als 2 1/2 Millionen Mark wurde durch den hamburgischen Staat der neue Cuxhavener Fischereihafen mit großen Betriebs- und Verwaltungsgebäuden errichtet. Die neuen Fischauktionshallen haben eine Länge von 120 Meter und eine Breite von 35 Meter. Unser vorstehendes Bild zeigt die Anlagen, welche am 23. Februar eröffnet wurden.

Die neue flämische Nationaloper in Antwerpen. Seit langem war es ein heiß ersehnter Wunsch der flämischen Bevölkerung in Antwerpen, neben der dort vielfach kultivierten Oper französischer Zunge eine nationale Opernbühne zu begründen. Im Oktober vorigen Jahres wurde endlich nach mühseligen Vorarbeiten, Überwindung mannigfacher Hindernisse, wozu besonders die Darbringung schwerer pekuniärer Opfer zu rechnen ist, die flämische Nationaloper unter dem Namen „Nederlandsch Lyrisch Tooneel“ eröffnet. Das Repertoire wird zunächst nur Werke flämischer Dichters umfassen. Die Direktion der neuen Bühne liegt in den Händen zweier erfahrener Theatermänner, der Herren Jef Jubels und Ben Toffie. Zum Kapellmeister wurde der rühmlichst bekannte Komponist und ehemalige Leipziger Universitätsmusikdirektor Professor Heinrich Föllner bestellt. Die neue flämische Oper der Scheldestadt hat ihren Platz an der Avenue des Arts gegenüber dem bisherigen alten flämischen Theater gefunden. Ihr Erbauer ist der Antwerpener Architekt van Mechelen. In seinem Stil und seiner ganzen Anlage einfach, vornehm und praktisch, ohne Anspruch auf irgendwelche aufdringliche Originalitätsfuchtelei gehalten, macht der Bau schon von außen einen sehr günstigen Eindruck. Das Material des Vorbaues besteht aus rotem Granit und italienischem, schwarz geädertem Marmor. Das Innere des Hauses ist höchst komfortabel eingerichtet und nimmt vor allem auf die Bequemlichkeit und die Sicherheit der Besucher Rücksicht. Von der Straße führen nur einige Stufen aufwärts; im übrigen sind Treppen für das Parkett-Parterre fast ganz vermieden. Die Entleerung des Hauses würde daher im Notfall binnen weniger Minuten vonstatten gehen können. Die Ränge, welche mehrere Sitzreihen enthalten, steigen amphitheatralisch empor. Von der künstlerisch ausgeführten Decke verbreiten kleine in Wirlandenform angeordnete elektrische Lämpchen ein sanftes und diskretes Licht über das ganze Haus, welches rund 1500 Sitzplätze faßt.

Wirtl. Geh. Rat Professor Dr. v. Esmarck. In Kiel ist der Wirtl. Geh. Rat Professor Dr. Friedrich v. Esmarck, einer der hervorragendsten deutschen Ärzte, gestorben. Auf dem Gebiete der Chirurgie, speziell der Kriegschirurgie, sowie des Samariterwesens hat der Verstorbene Hervorragendes geleistet. Als Professor v. Esmarck im Jahre 1903 seinen achtzigsten Geburtstag und im Herbst vorigen Jahres sein fünfzigstes Dozentenjubiläum feierte, nahmen die Gelehrten aller Länder an der Ehrung des Jubilars teil, der mit dem deutschen Kaiserhause durch seine Heirat mit der Tante der Kaiserin, der Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, nahe verwandt war.

Professor Paul Thumann, der bekannte Maler und Illustrator, Professor an der Berliner Kunstakademie, ist kürzlich im 74. Lebensjahre gestorben. Thumann, ein Schüler Hübners in Dresden und Panwels in Weimar, war anfänglich vorwiegend als Illustrator tätig; nicht weniger als 3000 Zeichnungen rühren von seiner Hand her. — Im großen Publikum wurde er aber erst als Maler bekannt. Von großen Bildern schuf er die Lutherbilder für die Wartburg und „Luthers Trauung“ für die Verbindung für historische Kunst. Dann wandte er sich dem Genrebilde zu, und es entstanden die wirklich populär gewordenen, in Tausenden von Reproduktionen verbreiteten Bilder wie „Unaufmerksame Schülerin“, „Madonna“, „Kunst bringt Günst“, „Amor und Psyche“ usw. Auch als Porträtmaler genoss Thumann einen guten Ruf. Thumann wurde im Jahre 1834 in Großschadsdorf in der Lausitz als Sohn eines Lehrers geboren. Nach Beendigung seiner Schulzeit kam er in die Verlagsbuchhandlung von Karl Flemming in Glogau in die Lehre, um in der technischen Abteilung dieser Firma die Lithographie zu erlernen. Die lithographische Kunst befriedigte den jungen Thumann indessen nicht, und er wurde frei schaffender Künstler, nachdem er einige Jahre die Berliner Akademie besucht hatte. Im Jahre 1855 entstand sein erstes Gemälde.

Der Spielkamerad. Der Maler Th. Kleehaas hat eine besondere Vorliebe, aber auch eine besondere Begabung, Szenen aus dem Kinderleben zu belauschen und auf der Leinwand festzuhalten. Wie reizend ist der kleine Schelm auf unserem Bild, der, mitten zwischen seinen Spielsachen am Boden kauend, dem zahmen Raben ein Stück Zucker entgegenhält. Und wie der geflügelte Kamerad den spitzen Schnabel nach der willkommenen Beute ausstreckt, zieht Fränzchen rasch die Hand zurück, um gleich darauf das Spiel von neuem zu beginnen, bis Meister Rabe unversehens mit einem scharfen Stoß den Lederbissen erhascht. Das ältere Mädchen steht lachend daneben; es vergißt Pferd und Puppe im Anschauen des sich abmühenden Vogels, mit dem es sich so gut spielen läßt.



Verblüffende Erklärung.
Mama (zum Kindermädchen; die mit dem kleinen Frigl spazieren geht): „Nad geben Sie acht, daß ni'hts geschieht!“
Frigl: „Mama, habe nur keine Angst — wir sind ja immer unter militärischer Bedeckung!“

die Nägel schneller als an der linken, und ein gleicher Unterschied zeigt sich entsprechend der Länge der Finger. Das schnellste Wachstum zeigt sich am Mittelfinger, diesem folgen darin die Zeige- und Goldfinger, und am kleinsten Finger sowie am Daumen geht es am langsamsten vor sich.

Gemeinnütziges

Osterkringel. 750 g Mehl werden mit $\frac{3}{4}$ Liter lauwarmen Milch, einer Tasse saurer Sahne, einer Prise mit Rum angefeuchtetem Safran und zwei Löffeln Bierhefe gut vermischt und zum Aufgehen an einen warmen Ort gestellt. Dann arbeitet man den Teig tüchtig durch, fügt 125 Gramm Rosinen, 80 Gramm Korinthen und etwas gestoßenen Kardamom hinzu. Diesen Teig schlägt man, bis er Blasen wirft, läßt ihn zum zweitenmal aufgehen, formt dann einen großen Kringel daraus, der zum drittenmal aufgehen muß, bestreicht ihn mit Ei und backt ihn bei mäßiger Hitze. Es ist ein wundervolles Kaffeegebäck. Wer den Safran nicht liebt, kann ihn ja fortlassen.

Lebertran läßt sich in eine schmackhafte Form überführen, wenn ein Eßlöffel voll mit einem Eidotter gut vermischt und mit einem Tropfen Pfefferminzöl veretzt wird.

Weißer Holzsachen, die mit der Zeit gelb geworden sind, bleicht man wieder, wenn man dieselben in lauwarmem Wasser längere Zeit stehen, und nachher in der Sonne trocknen läßt. Weniger empfindliche Sachen kann man auch mit Kalt, Sand und Buchenasche wieder weiß scheuern.

Spargelbeete, welche durch Schädlinge oder durch übermäßiges Stechen im Ertrage nachgelassen haben, dürfen im nächsten Jahre nicht gestochen werden. Um dieselben wieder auf die Höhe des früheren Ertrages zu bringen, sind die Beete jetzt gehörig zu düngen und während der Vegetationszeit reichlich zu gießen. Häufiges Lockern des Bodens, sowie Reinhalten vom Unkraut ist unerlässlich.

Zur Champignonzucht eignet sich nicht nur, wie meist angenommen wird, ein Keller, sondern auch im Garten gibt es viele geeignete Plätze. Die Hauptsache ist, daß die Sonne den Platz nicht so offen bescheint. Er soll den Schatten unter hohen Bäumen oder von Hecken genießen. Die Nähe der Bäume mit der Wasserausbünstung derselben schafft auch die feuchte Luft, deren der Champignon bedarf. Wie wir aus dem natürlichen Vorkommen der Champignons beobachten können, lieben sie etwas höher gelegene Plätze, die etwas trockenen Untergrund haben.

Auflösung.

A	L	P
L	E	U
P	U	D

Allerlei

Höchster Schwur. Sie: „Und willst du mich wirklich auch heiraten?“ — Er (mit zum Schwur erhobener Hand): „Ich schwör's bei allen Gläubigern!“

Unnötig. Kellner: „Wünschen Sie eine Ansichtskarte von unserem Hotel?“ — Gast (der tüchtig geschritten worden ist): „Danke, ich habe von Ihrem Hotel meine eigenen Ansichten.“

Boshafte Bestätigung. „Mein Geschäft ist nicht leicht, Herr Huber — am Wein bleibt nicht viel.“ — „Glaub's schon, Herr Wirt — es ist ein saurer Erwerb.“

Zwanzig Millionen Mark hat der königliche Palast in Madrid gekostet, er bildet aber auch eins der herrlichsten Bauwerke der Welt, das von einem italienischen Architekten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts errichtet wurde. Es sollte dem Palais von Versailles den Rang ablaufen. 143 $\frac{1}{2}$ Meter auf allen Seiten lang, umschließt der Palast einen vieredigen Hof von 73 Meter Seitenlänge, der mit Glas überdacht ist.

Hammerfest in Norwegen hat im tiefen Winter 28 Tage, an denen die Sonne überhaupt nicht aufgeht.

Wilde Pferde in Amerika. Die heutigen wilden Pferde Amerikas verdanken ihren Ursprung einem Rudel gezähmter Pferde, die vor mehr als 30 Jahren von einem reichen Land- und Grubenbesitzer auf den Hügeln und Ebenen Nevadas in Freiheit gesetzt wurden. Dort sind sie seitdem geblieben, haben sich vermehrt und nach Belieben umherbewegt, da es bis vor zwei Jahren niemand — mit ganz vereinzelten Ausnahmen — in den Sinn gekommen war, sie einzufangen. Ein Drittelsjahrhundert haben sie sich unbehindert selbst erhalten in einem Lande, das noch ebenso wild wie zur Zeit der Entdeckung des Erdteils und noch heute kaum von der Kultur berührt ist.

Das Wachstum der Fingernägel ist bei Kindern ein schnelleres als bei Erwachsenen und im hohen Alter am langsamsten. Das Wachstum ist im Sommer schneller als im Winter, und wenn es in der warmen Jahreszeit 116 Tage dauert, bis ein Nagel vollständig neu hervorgerichtet ist, sind in der kalten dazu 137 Tage nötig. An der rechten Hand wachsen ferner

Palindrom.

Ein Tier mit prächtigem Gefieder
Bin ich, das jedem wohlgefällt.
Rückwärts gelesen bin ich's wieder,
Ich lebe in der Tropenwelt.
Julius Falt.

Logogriph.

Es trägt mit R ein Federkleid,
Mit W enthält es Schiffszeit.
Mit H erfreut es seinen Herrn,
Reich's mit dem G dem Armen gern.
Am Wade zeigt mit N es sich,
Und mit dem L erweist es dich.
Julius Falt.

Buchstabenrätsel.

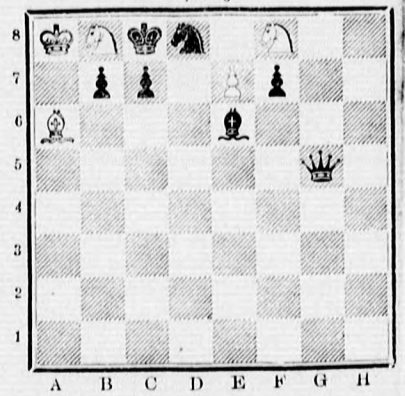
Es steht das Wort so einsam da,
— stein menschlich Wesen ist ihm nah,
— Gelehrt an sich mit noch 'nem Laut,
Da hört es Töne so vertraut.
Das Wort kommt an, doch ohne Füße:
Bringt's von der Viechten ihm wohl Kräfte?
Vorbei zieht's, nach dem Ganzen hin,
Nur ohne stopf, still ist's um ihn.

Melitta Berg.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 80.

Von W. Eiche in Stuttgart.
Schwarz.



Weiß.

Matt in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Scharade: Miß, trauen, Mißtrauen. — Des Homonym's: Schneeball.
Des Logogriph's: Linde, Kinde, Linde, Linde.
Des Bilderrätsels: Gewohnheit macht alle Arbeit leicht.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.